

Leseprobe

M. Nuél

Das große Buch der jüdischen Witze



Bestellen Sie mit einem Klick für 6,95 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 07. April 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

M. Nuél
Das große Buch der jüdischen Witze

M. Nuél

Das große Buch der jüdischen Witze



Anaconda

Textgrundlage dieser Ausgabe sind die Bände:
M. Nuél: *Das Buch der jüdischen Witze* (5. Auflage), Berlin:
Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger, o. J. (ca. 1907)
M. Nuél: *Neue Folge: Das Buch der jüdischen Witze* (2. Auflage),
Berlin: Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger, o. J. (ca. 1910)
Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln
der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Granatapfel Vektor Illustration«,

© mashuk / iStock

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bonn
Satz und Layout: www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0336-9

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Das Buch der jüdischen Witze	7
Zum Geleit	9
Von großen und kleinen Rabbis	13
Von Lehrern und Schülern	34
Von den Getauften	43
Von Kaufherren und Handelsleuten	55
Von dem Schadchen	80
Von Schluckern und Schelmen	90
Von allerlei närrischen Leuten	120
Von den Schnorrern	150
Neue Folge: Das Buch der jüdischen Witze ...	157
Vorwort	159
Von weisen Rabbis	161
Von Zweiflern und Abtrünnigen	184
Von Kaufherren und Handelsleuten	192
Von den Dummen und Dreisten	213
Im Kampf um Sprache und Bildung	237
Von klugen Schülern	252
Von Käuzen und Fantasten	269
Von allerlei Heiratsachen	290
Von Schluckern und Schelmen	300
Von den Schnorrern	315

Das Buch
der
jüdischen Witze



Zum Geleit

Dies Buch erzählt jüdische Witze.

Solche, die ich als Knabe gehört von behaglich schwatzenden alten Leuten und die meine Erinnerung bewahrt hat als Köstlichkeiten der Jugend: mit all dem Lächeln, das da um strenge Lippen erschien und Stirnen glättete, die sonst von Sorgen gefaltet waren, und in großen, ernsthaften Augen aufleuchtete wie ein Schimmer von Fröhlichkeit.

Ich sehe sie an winterlichen Sabbatnachmittagen in dämmerigen Stuben sitzen; es riecht nach Salzheringen, die die Hausfrau bereitet hat und nach rohem Sauerkraut, frisch aus dem Keller heraufgeholt und als besondere Letzung willkommenen Feiertagsgästen geboten. Und die Alten sprechen und streichen ihre Bärte, und immer wieder höre ich sie sagen: »Diese Geschichte hat gepflegt zu erzählen mein gottseliger Großvater, wenn die Rede ist gekommen auf dies und das oder auf den und jenen ...«

So sind es denn zum Teil uralte Worte, die hier wiedergegeben werden, Worte, die vielleicht vor Jahrhunderten in den engen Judengassen deutscher, polnischer, böhmischer und ungarischer Städte entstanden, mit den Wandernden in die Welt zogen

und heute noch hüben und drüben, an der Weichsel wie am Rhein, an der Spree wie an der Donau, an der Moldau wie an der Themse gern vorgetragen und gern gehört werden.

Dies Buch erzählt jüdische Witze.

Solche auch, die ich in späteren Jahren da und dort gehört von christlichen und jüdischen Leuten, die das rechte Gefühl dafür hatten, was dem jüdischen Witz den eigentümlichen Charakter gibt, wie es Fritz Reuter wusste, als er (in »Ut mine Stromtid«) des alten Moses übel geratenen Sohn David die Worte sagen lässt: »Gott, du Gerechter! Hab ich doch immer gesagt: Dieser Christus ist doch gewesen ein großer Mann! Was hat er nicht gebracht in die Welt für'n Geschäft zu Weihnachten!«

Das kecke und lustige Spiel mit Worten, Silben und Buchstaben möchte ich dem, was man »jüdischen Witz« nennt, nicht zurechnen, wenn es auch gerade von jüdischen Leuten gern geübt wird und einige von ihnen in der Kunst solcher Erheiterungen und Vergnüglichkeiten Meister geworden sind. Wo es freilich an Jüdisches rührt – wie etwa in der Geschichte von dem Bankier Goldberger, der, von seinem einer Anleihe bedürftigen Fürsten als »Herr Geldborger« begrüßt, die Antwort gibt: »Wenn Hoheit nichts zu versetzen haben als Buchstaben, wird aus dem Geschäft kaum was werden« – wo es jüdisches Denken und Empfinden wiedergibt, weise ich es indes keineswegs von der Hand.

Was mir als echter »jüdischer Witz« gilt, das hat seine Hülle nicht in den Zufälligkeiten der Sprache, in doppeldeutigen Worten und Redensarten – er quillt vielmehr aus dem jüdischen Denken und Empfinden heraus, und es ist eigentlich nicht so sehr das Witzwort, das uns überrascht und belustigt, als die – ich möchte sagen – jähe und drollige Enthüllung einer Menschenseele.

Einer Menschenseele mit ihrem Guten und mit ihrem Bösen, mit dem Süßen, das in ihr ist, und all den Bitterkeiten, die in ihr schlummern. Der jüdische Witz offenbart den jüdischen Charakter, dessen Schwächen er zum Gegenstande seines Spottes macht. Aber man vergesse nicht, dass es immer die Juden selbst sind, die hier ihre Eitelkeiten züchtigen.

Ich habe mich bemüht, die kleinen Geschichten so wiederzugeben, wie sie mir erzählt wurden, und ich zweifle nicht, dass hier und dort Leute sind, die zu mancher dieser Anekdoten ein treffenderes Endwort, eine schärfere Fassung kennen. Diese und jene sind freundlichst gebeten, mir von ihrer Wissenschaft Mitteilung zu machen. Ich werde dann bei nächster Gelegenheit das Bessere an die Stelle des minder Guten setzen und – vielleicht in einem zweiten Bändchen – alles bringen, was mir an charakteristischen jüdischen Witzen, die da und dort, in Städten und Dörfern, im Schwange, mir aber unbekannt sind, zugehen sollte.

Und noch eine Bemerkung sei mir gestattet: Ein anderes ist es, bei guter Gelegenheit in angeregter und anregender Gesellschaft einen Witz zu erzählen, ein anderes, ihn schriftlich aufzuzeichnen. Dort ergänzen und erklären ihn Ton und Gebärde des Sprechenden so sehr, dass er fast in Stichworten wiedergegeben werden darf, hier aber muss ein leiser Kommentar sich einfügen, der die Anekdote zuweilen zu einem kleinen Kultur- oder Charakterbildchen ausgestaltet. Ist dies ein Kunstfehler, dann muss ich mich wohl zu ihm bekennen.

Berlin, im Juni 1907.

M. Nuél.

Von großen und kleinen Rabbis

Am Sabbatnachmittag nach dem Vespergebet sitzt der weise Rabbi von Sandez mit seinen Getreuen – dem Gebot der chassidischen Lehre folgend, die fröhliche Geselligkeit unter den Frommen vorschreibt – beim Festmahl in einer Vorhalle der Synagoge. Viel zu essen und zu trinken gibt es freilich nicht, indes die Teller mit den Honigkuchenschnitten und die Fläschchen mit dem hellen Kornbranntwein machen die Runde und stimmen die Gemüter zur Heiterkeit. Wenn der Rabbi, vor dem eine Flasche alten Ungarweins steht, nicht gerade über eine jener tiefsinnigen Fragen doziert, deren sein Geist voll ist, fliegen allerlei lustige Geschichten hin und her, Neckworte und boshafte Anspielungen auf den Nachbarn. Plötzlich verstummen Lärm und Stimmengesurr. Man hat bemerkt, dass der Rabbi mit großen, weit geöffneten Augen wie in unermessliche Fernen hineinstarrt und seiner Umgebung nicht mehr achtet. Jeder fühlt, dass der weise Rabbi wieder einmal eine Vision hat, und wartet in tiefstem Schweigen auf die Offenbarung des Wunderbaren.

Und richtig! Nach einer Weile löst sich die seltsame Verzückung des Rabbis, und er lässt unter Weh-

klagen sein Haupt auf die über den Tisch gelegten Arme sinken.

Die Männer springen auf, eilen zu ihm und bestürmen ihn mit Fragen, welch schreckliches Gesicht er gehabt habe, dass er jetzt noch davon erschüttert sei?

Der Rabbi hebt den tränenschweren Blick, und indem er ihn wieder in eine unermessliche Ferne richtet, spricht er:

»Ich hab gesehn ... bis nach Sadagora hab ich gesehn, wo der Größte von den großen Rabbis wohnt ... Und ich hab gesehn, wie der Größte von den großen Rabbis jetzt ... in diesem selben Augenblick, ist runtergefallen von seinem Platz als ein Toter. Und wie seine Seele ist raufgeflogen zu Gott ...«

Nach einer Weile wortlosen Staunens darüber, dass der Rabbi allein dank seiner geistigen Kraft einen Vorgang miterlebt, der sich hundert Meilen von Sandez abgespielt, beginnt die Gemeinde zu jammern und die Totengebete zu sprechen. Viele von den Männern zerreißen ihre Kleider, und am Abend desselben Sabbats fängt die allgemeine Trauer an für das fern in der Bukowina erloschene Licht in Israel.

Zwei Wochen vergehen und drei – in Sandez trauert man immer noch um den großen Rabbi von Sadagora – als ein Mann aus Sandez, der sich in Geschäften nach Czernowitz begeben hat, auf seiner Reise einen Glaubensgenossen aus Sadagora trifft.

Sogleich spricht er ihm seine Teilnahme über den Tod des großen Rabbis aus und erzählt ihm das Wunder, das sich in Sandez ereignet: wie sein Rabbi während des Festmahls alles mitangesehn, was in Sadagora geschehen war.

Erstaunt hat der andere zugehört. Endlich sagt er:

»Geht mir doch, Ihr Spaßvogel, Ihr Marschalik! ... Entweder Ihr foppt mich, oder Euer Rabbi hat Euch gefoppt ... Unser großer Rabbi – hundertzwanzig Jahr soll er alt werden! – lebt und ist gesund ... Er ist ja gar nicht gestorben ...«

»Was?«, schreit der Sandezer. »Ist nisch tot? ... Ist nisch gestorben? ... Irrt Ihr Euch auch nicht?«

»Soll ich so leben und gesund sein, wie ich ihn erst gestern gesehen hab ... frisch und munter ...«

»Is nisch gestorben? ... Is nisch tot? ...«, wiederholt der Sandezer fassungslos. Dann aber verklären sich seine Mienen, und er ruft mit andächtiger Bewunderung:

»Aber der Kuck von unserem Rabbi ... bis nach Sadagora runter!«



Wieder einmal nach dem Vespergebet am Sabbatnachmittag sitzen die Frommen um ihren weisen Rabbi beim Festmahl. Wieder versinkt er in tiefes Sinnen. Als die Männer dessen gewahr werden, hören sie mit ihren Debatten und Disputen auf und

harren des Augenblicks, da der heilige Mann aus seinem Nachdenken erwachen werde.

Da dies aber nicht eintritt, berührt der Älteste der Gemeinde die Schulter des Rabbi, und als dieser auffährt, fragt er ihn, was seine Gedanken so sehr beschäftigt habe.

Da hebt der große Mann seinen versonnenen Blick und spricht:

»Das Leben ... das Leben ist wie eine Kettenbrück' ...«

Darauf verfällt er wiederum in Schweigen.

»Was hat er gesagt? ... Was hat er gesagt?«, flüstern die Männer, und nachdem sie sich das Wort ehrfurchtsvoll zugerant haben, beginnen sie, es eifrig und mit Leidenschaft zu besprechen. Und so groß ist ihr Eifer bei der Auslegung des seltsamen Ausspruchs, dass die Geister aufeinanderplatzen und schließlich auch die Fäuste in den Streit eingreifen. Eine Einigung über den Sinn des rätselhaften Wortes ist nicht zu erzielen, und sie einigen sich endlich dahin, den immer noch vor sich hinsinnenden Rabbi zu fragen, was er gemeint habe.

»Rabbi«, sagen sie. »Du siehst, wir haben dich nicht erfasst. Gib du uns den Sinn, sag du uns die Bedeutung. Wieso ist das Leben wie eine Kettenbrück?«

Da hebt der große Rabbi wiederum den versonnenen Blick und spricht:

»Weiß ich?«



Wunderrabbis gibt es, die keinen festen Wohnsitz haben, sondern mit ihrem Gefolge, das gewöhnlich aus einer Art Impressario, »Gabbe« genannt, der die Spenden der Frommen in Empfang nimmt und für »Reklame« sorgt, und einem oder mehreren Dienern besteht, mit seinem Wägelchen von Ort zu Ort zieht, um da und dort »Sprechstunden« für seine Gläubigen abzuhalten. Gewöhnlich hat sich der Rabbi über die Verhältnisse des Städtchens und seiner Bewohner vorher unterrichten lassen und überrascht deshalb oft genug durch seine Kenntniss der Leute und ihrer Sorgen.

Wenn sie dann zu ihm kommen, weiß er ihnen gleich zu sagen, wer sie sind und was sie bedrückt; dafür sorgen schon die Diener, die zumeist ausgezeichnete Kundschafter sind.

Einige Tage vor dem Einzug des Rabbi pflegt der Gabbe einzutreffen, um für den heiligen Mann Quartier zu besorgen, und er benutzt diese Gelegenheit, um von den Taten seines Meisters Wunderdinge zu erzählen.

»Da sind wir«, so erzählte ein solcher Mann seinen Zuhörern im Wirtshause. »Da sind wir einmal in eine alte Stadt gekommen, und wie wir durch das Tor einfahren in den Ort, stehen da Gassenjungen, die machen unserm Rabbi lange Nasen, stecken die

Zungen raus, und laufen dem Wägelchen nach und schreien: ›Jud! Jud!‹ Da sag ich zum Rabbi: ›Rabbi! Wie könnt Ihr Euch lassen so verhöhnen? Sagt ein Beschwörungswort, dass das Tor von der Stadt soll sogleich einstürzen und die Taugenichtse erschlagen!‹ – Und was tut unser großer Rabbi? Er sieht mich strafend an und schreit: ›Nein, das Tor soll nicht einstürzen!‹ Und was soll ich sagen? Das Wunder ist geschehn! ... Es ist wirklich nicht eingestürzt ...«

Bei dieser Gelegenheit erzählte ein Zuhörer von der Wundertat eines andern Rabbis, den ein heftiges Gewitter auf der Landstraße überrascht hatte.

»Aber was tut Gott? Wie der Rabbi hat gesprochen ein Zauberwort, da hat's geregnet und gehagelt und geblitzt links, und es hat geregnet und gehagelt und geblitzt rechts, und wo der Rabbi ist gefahren, hat geschienen die Sonn', und der Himmel ist gewesen blau, und der Rabbi ist geblieben ganz trocken ...«

»Nu«, sagt der Gabbe, für den es natürlich einen größeren Wundermann nicht geben darf als seinen Meister. »Nu, wenn das schon was ist, dann hat mein Rabbi noch ganz andere Sachen gemacht. Einmal sind wir am Freitagabend gefahren, und die Sonn' hat angefangen unterzugehen, und der Sabbat ist angebrochen, wo niemand mehr fahren darf, und am wenigsten ein solcher Gottesmann. Und die Stadt, wo wir haben den Sabbat feiern sollen, war

noch weit. Was hat Gott da getan? Links vom Rabbi war Sabbat, rechts vom Rabbi war Sabbat, und wo der Rabbi ist gefahren auf sein Wägelchen ist noch nicht gewesen Sabbat ...«



Zu den Bewohnern des Städtchens, in das der Wunderrabbi eingezogen war, gehörte ein böser Zweifler und Spötter, der den heiligen Mann gründlich hereinlegen wollte. Er geht zu ihm und bittet ihn um Heilung und Trost.

»Ich leide«, sagt er, »an zweierlei. Ich hab einen großen Fehler, denn ich kann nicht sagen die Wahrheit, Rabbi, und das schmerzt mein Gemüt. Und ich kann nicht schmecken mit der Zunge und hab keinen Geschmack in meinem Mund.«

Der Rabbi betrachtet den Mann und meint:

»Komm morgen, denn der Fall ist schwierig, und ich muss nachdenken. Aber wenn Gott will, werd ich dir helfen.«

Als der Patient am nächsten Tage erscheint, nimmt der Rabbi eine Pille, die er angefertigt hat, lässt den an der doppelten Krankheit Leidenden den Mund öffnen und schiebt ihm das ansehnliche Kügelchen hinein. Kaum hat der Mann die Pille zerbissen, als er mit der Miene des tiefsten Ekels das Medikament ausspuckt und wütend ausruft:

»Was soll das heißen? Das ist ja Pech, Schwefel und Petroleum, was Ihr mir habt gegeben. Giftmischer! Hilfe! Pfui! Pfui!«

»Nu, was schreist du?«, lacht der Rabbi. »Hat doch Gott schon das Wunder getan! Denn du hast erstens die Wahrheit gesagt, es ist wirklich Pech, Schwefel und Petroleum ... und zweitens hast du schon den rechten Geschmack auf der Zunge ...«



Zu dem Wunderrabbi kommt ein Mann, den das Gewissen drückt.

»Was hast du für eine Frage?«, spricht ihn der Rabbi an, indem er von dem mächtigen Folianten aufblickt.

»Darf ich«, nimmt der Mann das Wort, »darf ich am heiligen Sabbat – gelobt sei der Herr, der ihn schuf! – darf ich am Sabbat totknicken einen Floh?«

Der Rabbi versinkt in tiefes Sinnen.

»Nun«, meint er dann. »Du darfst ruhig sein. Einen Floh darfst du knicken am heiligen Sabbat.«

»Und es ist wirklich keine Sünde, Rabbi?«

»Nein, es ist keine Sünde, einen Floh am heiligen Sabbat zu töten ... Bedrückt dich noch etwas?«

»Ja. Ich möchte wissen, ob ich auch darf am heiligen Sabbat – ob ich darf totknicken auch eine Laus?«

Der Rabbi versinkt wiederum in tiefes Sinnen. Dann spricht er:

»Nun ... das ist so: Eine Laus darfst du nicht knicken am heiligen Sabbat.«

Der Mann verfärbt sich und schweigt; steht betroffen da und meint endlich zaghaft:

»Rabbi, sagt mir doch noch eins. Warum ist das eine keine Sünde und das andere eine Sünde? Warum darf ich totknicken am heiligen Sabbat einen Floh? Und warum darf ich nicht totknicken eine Laus?«

»Darum«, erwidert der weise Rabbi. »Darum: Du darfst totknicken einen Floh, weil dir ein Floh kann wegspringen am heiligen Sabbat ... Aber eine Laus darfst du nicht totknicken, denn die bleibt dir doch ... «



In Ungarn ist ein Städtchen Neutra, dessen jüdische Bewohner wie die andern auch in früheren Tagen – wie es jetzt ist, vermag ich nicht zu sagen – als Spitzbuben verrufen waren. Wenn man von diesem gesegneten Orte sprach, pflegte man hinzuzusetzen, er sei dadurch merkwürdig, dass die Leute des Nachts nicht schliefen; und auf die Frage, wie das kommen möge, erhielt man die Antwort: »Weil sie da stehlen gehn.«

Aber wenn sie auch in solch bösem Rufe standen, so verschlug es ihnen doch nichts, wenn ihr Rabbi in seinen Sabbatpredigten der Gemeinde die Wahr-

heit in kräftigen Worten sagte. Gerade das war ihnen recht, meinte man in den Nachbarstädten: Denn vielleicht brachte er dadurch den einen oder andern von seinen Spitzbübereien ab und zur Ehrlichkeit zurück, und dann war der Wettbewerb gleich geringer ...

Einst befand sich ein Rabbi aus Böhmen auf der Durchreise in Neutra. Es war gegen Abend, als er ankam, und da die Fahrt, die er sogleich fortsetzen sollte, die ganze Nacht dauern und durch Wälder und ödes Land führen sollte, so ging er zu seinem Amtsgenossen, um diesem sein Geld und seine sonstigen Kostbarkeiten zur Aufbewahrung zu übergeben.

Der Rabbi von Neutra lobte die Vorsicht seines Kollegen außerordentlich, lehnte es aber ab, das Säckchen mit den Wertsachen zu übernehmen – es sei denn vor Zeugen. Damit war der böhmische Rabbiner einverstanden, und so wurden die Vorsteher der Gemeinde und einige andere Männer herbeigerufen und in deren Gegenwart die Dukaten gezählt und in der Kommode verwahrt.

Acht Tage später kam der böhmische Rabbi auf seiner Rückreise nach Neutra und eilte zu seinem Amtsbruder, um das Geldsäckchen wieder in Empfang zu nehmen. Aber wie erstaunte er, als der würdige Herr ihm eröffnete, dass er weder von dem Geld etwas wisse, noch sich erinnere, irgendetwas in Verwahrung genommen zu haben.

Empört über solche Unredlichkeit, rief der Böhme:
»Glücklicherweise hast du selbst gewollt, dass bei der Übernahme des Säckchens mit meinem Vermögen Zeugen anwesend sein sollten. Du hast ja selber die Gemeindevorsteher und einige Männer dazu rufen lassen.«


»Nun«, meinte der Rabbi von Neutra. »So wollen wir hören, was diese Zeugen, von denen ich auch nichts weiß, aussagen können.«

Sie wurden wieder herbeigeholt, und als sie vollständig versammelt waren, stellte der fremde Rabbi die notwendigen Fragen. Aber siehe da! Weder die Vorsteher noch die anderen Männer wollten sich des Vorfalles auch nur im Entferntesten erinnern und leugneten, jemals als Zeugen in dieser Sache gedient zu haben. Fassungslos starrte der Böhme ihnen nach, als sie die Wohnung des Rabbis verließen, ebenso fassungslos sah er seinen Amtsbruder an, als dieser jetzt die Kommode aufschloss, das Säckchen mit den Dukaten hervorholte und es lächelnd dem Fremden aushändigte.

»Was soll das?«, rief der im höchsten Grade verwundert und überrascht. »Warum hast du da erst meine Zeugen kommen und die Unwahrheit aussagen lassen, Rabbi?«


Und der:

»Mein lieber Freund, ich hab dir nur zeigen wollen, was für eine Gemeinde ich hab!«



Eines Sabbats stand derselbe Rabbi während des Gottesdienstes in der Synagoge vor der heiligen Lade, um die Thorarolle herauszunehmen. Er bemühte sich, die Tür der Lade zu öffnen, aber umsonst: Sie ging nicht auf, und der Schlüssel fehlte. Da wandte er sich um und sprach zu den Andächtigen:

»Hat vielleicht einer der geehrten Herren Gemeindemitglieder zufällig seine Dietriche bei sich?«



Am Vorabend des Versöhnungstages sind die Neutraer natürlich in der Synagoge und verrichten, wie's herkömmlich ist, unter Schreien und Jammern in tiefster, weltentrückter Andacht ihre Gebete.

Da bemerkt der Rabbi, dass der neben ihm stehende Vorsteher plötzlich unruhig wird und sich verfärbt.

»Nu, was ist dir?«, flüstert er ihm zu. »Was hast du?«

»Was soll ich haben? Ein Unglück! Ein Unglück! Wie ich bin weggegangen von zu Haus, hab ich vergessen, die Kasse abzuschließen, Rabbi! Und wenn jetzt jemand hinkommt -- --«

»Hab nur keine Angst«, erwidert der Rabbi. »Sie sind doch alle hier ...«



Als der Rabbi tot war, der nach ihrem Herzen gewesen, trotzdem er ihren Spitzbübereien gegenüber nichts weniger als nachsichtig war, suchten sie einen neuen, und es kamen manche, die ihnen vorpredigten. Aber sie gefielen einander nicht: der Kandidat ihnen nicht und sie nicht dem Kandidaten.

Endlich schien der Richtige eingetroffen zu sein, ein Mann wie geschaffen für Neutra, denn er wusste die Leute zu nehmen, wie sie waren.

Diesem Rabbi war nämlich gleich nach seiner Ankunft im Städtchen der Koffer erbrochen und etliches von dessen Inhalt gestohlen worden. Das war am Freitagabend gewesen, und selbst wenn er gewollt hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, den Ort zu verlassen, da der Sabbat bereits angebrochen war.

Am nächsten Tage stand er auf der Kanzel, wobei es auffiel, dass er, der doch klein von Wuchs war, außergewöhnlich groß erschien. Er begann seine Predigt mit den Worten:

»Meine andächtigen Zuhörer! Ihr wundert euch gewiss, dass ich kleiner Mensch euch so groß erscheine. Aber die Sache ist die: Wenn ich woanders predige, so stelle ich mich bei meinen Ausführungen auf ein Wort der heiligen Schrift. Bei euch in Neutra muss ich mich aber auf meinen Koffer stellen ...«



In kleinen polnischen Ortschaften wird der Rabbi von streitenden Parteien häufig als Schiedsrichter angerufen, und auch bei ehelichen Zwistigkeiten hat er die Entscheidung zu fällen.

So kommt zu einem ein Ehepaar, und der Mann trägt folgenden Fall vor: Er habe am Morgen beim Schlächter zwei Pfund Fleisch gekauft und seiner Frau nach Hause gebracht; sie sollte davon ein Mittagmahl zubereiten. Dann sei er seinen Geschäften nachgegangen. Nach Hause zurückgekehrt, habe er kein Essen vorgefunden und die Frau in Tränen. Sie habe gesagt, die Katze wäre über die zwei Pfund Fleisch gekommen und habe sie völlig aufgefressen. Er aber glaube das nicht, und er misstraue seinem Weibe, das nicht nur genäschig sei, sondern auch andere Untugenden habe.

»Und doch hat die Katz die zwei Pfund Fleisch gefressen!«, rief die Frau. »So wahr ich hier steh', hat sie sie gefressen! Es ist noch keine halbe Stunde her, dass sie das Fleisch gefressen hat!«

Der Rabbi sagt zur Frau: »Bring mir die Katz!«

Dann, nachdem sie sich entfernt hat, zum Manne: »Geh zum Kaufmann und bring mir eine Waage!«

Beides ist bald zur Stelle; der Rabbi tut die Katze in die Waagschale und findet, dass sie genau zwei Pfund wiegt.

»Da sind also die zwei Pfund Fleisch«, donnert er die Frau an. »Wo ist aber jetzt die Katz'?'«



Für Fragen des Ritus ist so ein kleiner Rabbi die entscheidende Instanz. Wenn im Magen einer geschlachteten Gans ein Nagel gefunden wird, der die Magenwand verletzt hat, dann bestimmt er mithilfe seiner Talmudbände, ob es erlaubt ist, das Tier zu essen oder nicht usw. Solche und ähnliche Fragen treten sehr häufig an ihn heran, und wenn er sein Geschäft versteht und seine Autorität vor den einfältigen Frauen erhalten will – denn mit dieser Art Fragen kommen zumeist Frauen zu ihm – dann fällt er seinen Spruch nicht aus dem Stegreif (das wäre keine besondere Kunst), sondern er lässt sich Zeit und blättert bald in diesem, bald in jenem Talmudfolianten, bis er die Meinung der alten Weisen in Israel über den vorliegenden Spezialfall ergründet hat. Denn »in die Bücher« steht eben alles, aber nur der wahrhaft Weise vermag es auch zu finden.

Zu solch einem kleinen Dorfrabbi kommt eines Tages, kurz vor den hohen Festen, ein Weiblein, um sich in folgender Sache Rats zu holen: Sie besitzt einen Hahn und eine Henne und möchte eins davon schlachten lassen, um ihrem Manne ein würdiges

Festmahl zu bereiten; sie weiß aber nicht, welches der beiden Tiere, die ihr gleich lieb seien, sie opfern dürfe. Denn, meint sie traurig, »schlacht ich den Hahn, so kränkt sich die Henn', und schlacht ich die Henn', so kränkt sich der Hahn.«

Der Fall liegt schwierig, und der Rabbi bestellt das Weiblein für den nächsten Tag; er müsse erst studieren »in die Bücher«. Als sie zur bestimmten Stunde wieder erscheint, lässt er sich die Sache noch einmal vortragen und sagt dann:

»Du kannst schlachten die Henn' ... So steht geschrieben in die Bücher.«

»Weh!«, jammert die Frau. »Wird sich doch kränken der Hahn ...«

Darauf der Rabbi:

»Nu, wein' nicht ... werd ich noch einmal nachsehn in die Bücher. Komm morgen.«

Tags darauf empfängt er sie mit den Worten:

»Ich hab wieder nachgesehen in die Bücher ... Du kannst schlachten den Hahn und leben lassen die Henn' ...«

Die Frau beginnt bitterlich zu weinen.

»O weh ... o weh ... wird sich doch wieder kränken die Henn' ...«

»Nu«, sagt der Rabbi, »soll sie sich kränken!«



Ein Rabbi ergeht sich mit seinen Schülern im Freien und lehrt sie, wie der Weise kraft seines Denkens alles Ungemach im Leben besiege.

Während er spricht, kommt aus einem Hause ein großer Hund hervorgestürmt und rennt unter lautem Kläffen und Bellen auf die Schar los.

Der Rabbi hebt seinen Kaftan in die Höhe und läuft, was er laufen kann, dem Walde zu; ihm nach folgen die Schüler.

Als sie in Sicherheit sind und wieder zu Atem gekommen, sagt einer der Jünglinge vorwurfsvoll zu seinem Lehrer:

»Rabbi, warum seid Ihr gelaufen, als wenn der Todesengel hinter euch her wäre? Ihr wisst doch kraft eurer Weisheit, dass ein Hund, der bellen tut, nicht beißt.«

»Gut«, erwidert der weise Rabbi. »Das weiß ich – aber weiß es auch der Hund?«



Der Rabbi eines Posenschen Städtchens ist als Sachverständiger vor Gericht geladen. Es handelt sich um ein Gutachten über den Wert eines Schofars, das einer kleinen Dorfgemeinde gestohlen worden war. Der Dieb ist ermittelt worden, das Schofar indes konnte nicht aufgefunden werden. Es blieb verschwunden.

Bei der Verhandlung stellt es sich heraus, dass der Assessor, der erst vor Kurzem in diese Gegend versetzt worden war, keine Ahnung davon hat, was ein Schofar ist: jenes Widderhorn, aus dem am jüdischen Neujahrstage zur Erinnerung an das Gericht Gottes einige Töne geblasen werden. Er hat weder jemals von solch einem Instrument gehört noch es jemals gesehen.

»Herr Rabbiner«, sagt er. »Zunächst das eine: Was ist denn ein Schofar? Die Geschädigten haben mir das bisher nicht klar machen können.«

»Das lässt sich nicht so leicht sagen, Herr Richter«, meint der Rabbi verlegen. »Ein Schofar ... das ist eben ... ein Schofar.«

»Das nützt mir gar nichts. Nach dieser Erklärung kann ich den verursachten Schaden nicht feststellen. Geben Sie mir doch wenigstens einen ungefähren Begriff von so einem Schofar«, meint der Assessor etwas ungeduldig. »Sonst kommen wir nicht weiter!«

»Also schön«, spricht der Rabbi. »Es ist so: Man bläst damit ... Und in der Bibel steht geschrieben, dass die Israeliten die Schofars so geblasen haben, dass die Mauern von Jericho sind eingestürzt ...«

»Ach so!«, ergänzt der Richter, froh über die Auskunft. »Ich verstehe, eine Art Trompete ... Nicht wahr?«

»Nu ja, wenn Sie wollen, Herr Richter, eine Trompet' ...«

»Schön! Wir wollen die Sache demnach so fassen:
Der Angeklagte hat sich widerrechtlich in den Besitz
einer Trompete gesetzt ...«

Aber der Rabbi unterbricht ihn:

»Erlauben Sie, Herr Richter ... is es denn eine
Trompet'?'«



Zum Bezirkshauptmann, der die politische Kreis-
behörde vertritt, wird der Rabbiner einer kleinen
böhmischen Judengemeinde berufen. Es ist von
einem getauften Israeliten des Ortes die Beschwer-
de eingelaufen, dass unter den Gebeten, die an je-
dem Sabbat in der Synagoge vorgetragen werden,
sich auch eines befinde, in dem Gott angefleht
wird, alle Heiden, Christen und sonstige Nichtju-
den von der Erde zu vertilgen. Der Rabbiner muss
das bestätigen.

»Dann kann ich Ihnen nicht helfen, Herr Rabbi-
ner«, meint der Bezirkshauptmann. »Sie müssen
dafür sorgen, dass diese Gebetstelle fortan bei Ih-
rem Gottesdienst wegbleibt. Es geht doch nicht an,
dass Sie eine solche Verwünschung gegen uns sa-
gen lassen.«

Der Rabbiner, ein alter Herr, lächelt wehmütig.

»Nu«, meint er. »'s ist wirklich nicht schön ...
Aber Sie können uns das Gebet immerhin ruhig

weetersagen lassen, Herr Bezirkshauptmann ... Ganz ruhig ...«

»Ja, warum denn?«

»Sehn Sie, Herr Bezirkshauptmann ... Wir beten das doch schon über tausend Jahre ... weit über tausend Jahre ... sehn Sie ... und es hat bis heute nichts genützt ...«



Zum Rabbiner einer deutschen Gemeinde kommt ein Mann, um bei ihm die Trauerpredigt für seine verstorbene Frau zu bestellen. Er möchte eine sehr schöne Rede haben, denn die Dahingeschiedene sei ein gutes, braves Weib gewesen, das einen besonders rührenden Nachruf verdiene.

»Das trifft sich sehr gut«, meint der Geistliche. »Ich habe da eine Leichenrede, sage ich Ihnen, wenn ich die spreche, löst sich die ganze Trauerversammlung in Tränen auf. Selbst die Männer müssen weinen, wenn sie sie hören.«

»Und wie viel kostet so eine Rede?«, fragt der Witwer.

»Diese Rede kostet hundert Mark.«

»Billiger geht es nicht?«, fragt der Leidtragende schüchtern. »Ich bin kein reicher Mann ...«

»Nein«, erwidert der Rabbiner. »Billiger geht's wirklich nicht. Aber ich hab eine andere Rede; die ist

auch noch sehr schön. Da schluchzen die Weiber zum Gotterbarmen, und die Männer sind gerührt ... Die Rede kostet nur fünfzig Mark ...«

Der Witwer kratzt sich verlegen das Schläfenhaar. Seine Mittel erlauben ihm auch eine solche Ausgabe nicht.

»Nun«, meint der Rabbiner wohlwollend. »Ich hab noch eine Predigt ... die kostet nur fünfundzwanzig Mark ... Aber zu der möchte ich Ihnen selbst nicht raten ...«

Von Lehrern und Schülern

Ein Lehrer lässt seine Knaben aus dem hebräischen Urtext der Bibel die mosaischen Speisevorschriften übersetzen, die im dritten Buch Mosis verzeichnet sind.

Da ist genau nach Gattung und Art, nach besonderen Kennzeichen und Merkmalen, jedes Tier benannt, das als unrein gilt für den jüdischen Mann und deshalb für den Genuss verboten ist.

Indes, so ein armer Belfer (eigentlich Behelfer = Hilfslehrer) hat wohl sein Hebräisch inne, aber seine naturgeschichtlichen Kenntnisse sind äußerst gering, und so weiß er die fremden Tiere, von denen er ohnehin keine rechte Vorstellung hat, oft nicht mit ihrem deutschen Namen zu benennen. Freilich sucht er sich auf seine Art zu helfen, und in der Regel darf er sich darauf verlassen, dass die Knaben nichts merken in ihrem Lerneifer.

Unser Belfer nun stößt auf das Wort »Janschuf«, was einen »Fischreihler« bedeutet. Da er aber weder Begriff noch Wort kennt, übersetzt er Janschuf schlankweg mit »Janschuf« ...

Diesmal lassen sich die Knaben indes nicht so leicht abpeisen. Sie wollen durchaus wissen, was

